

Mongolistik in Deutschland

Udo B. Barkmann (NUM)

Phase I: Erstes akademisches Interesse an den Mongolen

Die ersten Ansätze, sich mit den Mongolen, ihrer Kultur, ihrem Schrift- und Brauchtum usw. zu beschäftigen, ergaben sich in Deutschland bereits zum Ende des 18. Jahrhunderts. August Ludwig Schlözer, ein Sprachforscher an der Göttinger Universität, setzte sich zum Ende des 18. Jahrhunderts anhand von mongolischen Wortlisten, die er von europäischen Reisenden erhalten hatte, mit der Problematik auseinander, welchem Sprachsystem denn das Mongolische eigentlich zuzuweisen wäre. 1795 schenkte Georg Thomas Baron von Asch, oberster Arzt der kaiserlich-russischen Armee, der Göttinger Universität seine Sammlung mongolischer Handschriften. Er hatte diese Handschriften von einem im Dienst der Russischen Akademie der Wissenschaften, dem gebürtigen Hessen Johann Jaehrig, in der Mongolei sammeln lassen. 1805 reiste der badische Arzt Johann Rehmann im Gefolge eines russischen Gesandten in die Mongolei, wo er Aquarelle anfertigte, denen er vor allem Motive aus dem mongolischen Volksleben zu Grunde legte. Auch die Missionstätigkeit der protestantischen Herrnhuter Brüdergemeinde gab Forschungen zu den Mongolen indirekt wertvolle Impulse. Der in Amsterdam geborene Isaak Jacob Schmidt (1779-1847) nahm im Jahr 1798 ein Angebot der Brüdergemeinde an und ging in das kalmückische Sarepta, wo er sich neben seiner Tätigkeit in der Mission auch sehr bald Studien zur Sprache und zum Brauchtum der Kalmücken zuwandte. Er erlernte die kalmückische Sprache und das klassische Mongolisch. 1824 veröffentlichte er seine erste wissenschaftliche Arbeit „Forschungen im Gebiete der ältesten religiösen, politischen und literarischen Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens, vorzüglich der Mongolen und der Tibeter“. Seine Forschungen führten schließlich zu einem heftigen Streit mit dem bekannten Berliner Orientalisten J. H. Klaproth (1783-1835) über die Herkunft der uigurischen Schrift, der jedoch zur Folge hatte, dass die Mongolen stärker in den Mittelpunkt des akademischen Interesses rückten. I. J. Schmidt wurde im Jahr 1826 korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg und gilt heute als einer der Mitbegründer der modernen Mongolistik. Auch ein anderer gebürtiger Deutscher, der in russischen Diensten stehende Turkologe Friedrich Wilhelm Radloff (1837-1918), machte sich einen Namen. Er veröffentlichte im Jahr 1894 die alttürkischen Inschriften der Mongolei. Auch andere deutsche Forscher griffen im wachsenden Maße Themen auf, die mit den Mongolen, ihrer Sprache, Kultur, Geschichte und Religion in Verbindung standen. Die in Leipzig erfolgte Gründung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft durch den Arabisten H. L. Fleischer (1801-1888) im Jahr 1845 schuf der asienwissenschaftlichen Forschung, u.a. auch für die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Mongolen, erstmals ein gemeinsames organisatorisches Forum. So veröffentlichte von Erdmann 1857 in der *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen*

Gesellschaft seinen Aufsatz über das „Kalmückische Dschangar“, dem 1863 ein Aufsatz des Sprachforschers H. C. von der Gabelentz (1807-1874), eines Mitbegründers der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, über „Chinesisch-mongolische Inschriften“ folgte. Der Sohn von H. C. von der Gabelentz, G. von der Gabelentz (1840-1893), der ab 1889 als Ordinarius für Ostasiatische Sprachen und Allgemeine Sprachwissenschaft an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität wirkte, wandte sich in seinen vergleichenden Sprachstudien immer häufiger der mongolischen Sprache zu. Doch auch Tibetologen wurden im wachsenden Maße mit den Mongolen, insbesondere der Geschichte der Verbreitung des Lamaismus unter ihnen, konfrontiert, wie die Veröffentlichung der zweibändigen „Jigs-med nam-mkha, Hor-c'os-'byung. Geschichte des Buddhismus in der Mongolei und Tibet“ durch G. Huth (Straßburg 1892, 1896) bezeugt.

Phase II: Das Entstehen der deutschen Mongolistik

Mit der Gründung des Deutschen Reiches im Jahr 1878 und der nun auch stärker außenpolitischen Artikulierung nationalstaatlicher Interessen wuchs in Deutschland das Interesse an Asien, insbesondere an China, im signifikanten Maße an. Auf Veranlassung von Fürst Bismarck wurde an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität das „Seminar für Orientalische Sprachen“ gegründet, das sich „auf das wissenschaftliche Studium der Gegenwartsgeschichte fremder Nationen“ konzentrierte. Es verwundert daher nicht, dass es insbesondere Sinologen waren, die sich mongolistischen Fragestellungen zuzuwenden begannen, waren doch sowohl die Äußere als auch die Innere Mongolei bis zum Jahr 1911 Bestandteile des Chinesischen Reiches. Die Beschäftigung mit der mongolischen Yuan-Dynastie in China (1270-1368) sowie mehrsprachige Inschriften in chinesischer, mongolischer und mandschurischer Sprache, die im Chinesischen Reich zumeist aus der Zeit der mandschurischen Qing-Dynastie (1644-1911) überkommen waren, luden zur wissenschaftlichen Untersuchung geradezu ein und weckten das Interesse an vergleichenden Sprachstudien. Zudem gab die deutsche Außenpolitik der Entwicklung der Sinologie zwar begrenzte, doch wichtige Impulse. Das gewachsene politische Interesse an China resultierte vor allem aus der Tatsache, dass Deutschland bei der kolonialen Aufteilung der Welt zu kurz gekommen war und aus diesem Grunde China in den Fokus seiner außenpolitischen Interessen nahm. Der Bedarf an Dolmetschern und Landesexperten für den diplomatischen und militärischen Dienst in China stieg an. Vor allem Sinologen, die lange im diplomatischen Dienst des Deutschen Reiches in China tätig gewesen waren, entwickelten, nicht unbeeinflusst von ihren Reisen durch die Innere und die Äußere Mongolei, ein erstes Gespür für mongolistische Fragestellungen. So reiste der nun schon fast legendäre O. Franke (1863-1946), der in China während der Jahre von 1888 bis 1901 im Dolmetscher- und Konsulatsdienst des Auswärtigen Amtes gestanden hatte, 1896 über das Jehol-Gebiet nordwärts durch die Ostmongolei und das Bujr-Nuur-Gebiet nach Krasnojarsk. Er verfasste im Auftrag seines Dienstherrn eine ausführliche Beschreibung der von ihm bereisten mongolischen Gebiete.¹

Die Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität trug dem neuen Trend Rechnung und vergab 1892 das erste Mal eine außerplanmäßige Professur für Sinologie, Mandschu und Mongolisch. Berufen wurde W. Grube (1855-1908), der vorher als Konservator am Asiatischen Museum der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg (Russland) gearbeitet hatte.

Einer der wichtigsten Schüler Grubes war zweifellos E. Haenisch (1880-1966), der bei ihm in der Zeit

¹ O. Franke, Über die wirtschaftliche Lage und Bedeutung der Östlichen Mongolei..., in *Münchener Allgemeine Zeitung*, 24. Januar 1898.

von 1899 bis 1904 Sinologie, mandschurische und mongolische Sprache studierte. E. Haenisch promovierte 1904 zum Thema „Die chinesische Redaktion des Sanang Setsen. Geschichte der Ostmongolen“², um dann in Analogie zum Lebensweg von O. Franke für die Zeit von 1904 bis 1911 in den Dienst des Deutschen Reiches als Lehrer an den Militärschulen in Wuchang und Changsha zu treten. Im Jahr 1913 habilitierte sich E. Haenisch mit einer erweiterten Fassung seines Dissertationsthemas.

Im Jahr 1907 unternahm der Aachener H. Consten (1878-1957) seine erste Reise in die Äußere Mongolei. Dieser hatte ab 1905 in Moskau am Orientalischen Seminar des Lazarev-Institutes die mongolische Sprache erlernt. H. Consten führte bis 1913 offenbar im Auftrag der Kaiserlich-Russischen Geographischen Gesellschaft mehrere längere Expeditionen in die Äußere Mongolei durch, denen aber wahrscheinlich auch geheimdienstliche Aufgabenstellungen zu Grunde lagen.³

Der preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung berief E. Haenisch 1920 zum außerordentlichen Professor für „mongolisch-mandschurische Sprachen“ an die Philosophische Fakultät der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität und beauftragte ihn ab dem Sommersemester 1922 mit der Leitung des Sinologischen Seminars an der Berliner Universität. 1923 erhielt O. Franke das Ordinariat für Sinologie in Berlin. Damit entstanden gerade an der hauptstädtischen *alma mater* günstige Bedingungen für die Etablierung der mongolistischen Forschung, gefördert von zwei herausragenden, wenn auch nicht immer zu einander kompatiblen Gelehrtenpersönlichkeiten, deren frühere praktische Tätigkeit und daraus rührende intime Kenntnis der *East Asian affairs* einen geradezu visionären Blick auf die Möglichkeiten orientalistischer Forschung bewirkte, der bis dahin unter Vertretern der philologischen Fächer eher selten anzutreffen war.

Zu den Studenten von E. Haenisch gehörte von 1922 bis 1923 auch P. Ratchnevsky⁴, der Sohn eines russischen Generals, der Jahre nach der russischen Oktoberrevolution (1917) in Deutschland seine Wahlheimat gefunden hatte. P. Ratchnevsky siedelte 1923 nach Paris über, wo er sich für ein Studium der chinesischen und japanischen Sprache an der *École Nationale des Langues Orientales Vivantes Paris* einschreiben ließ. Dem Studium an der *École* folgten Jahre an der Sorbonne. Nach dem Abschluss seines Studiums betätigte sich P. Ratchnevsky vor allem auf sinologischem Gebiet, veröffentlichte in Deutschland in der *Sinica* und dem *Chinesisch-Deutschen Almanach* Artikel, die die Arbeiten der französischen Sinologie vorstellten. Schon während seiner Studienjahre hatte sich P. Ratchnevsky mit großer Vorliebe der Erforschung der Yuan-Dynastie zugewandt. Sein Lehrer, der große französische Sinologe P. Pelliot, empfahl ihm daher später, seinen Neigungen zu folgen, und P. Ratchnevsky wählte die Yuan-Gesetzgebung zum wissenschaftlichen Gegenstand seiner Dissertation, die er 1937 unter dem Thema „Un Code des Yuan“ sehr erfolgreich verteidigte.

E. Haenisch folgte 1925 einem Ruf an die Universität Göttingen. Später trat er die Nachfolge von A. Conrady auf dem sinologischen Lehrstuhl an der Leipziger Universität an. Trotz seiner sinologischen Verpflichtungen bemühte er sich weiter um eine Vertiefung seiner Forschungen zu den Mongolen.

In den 1920er Jahren war in Deutschland, eingeleitet durch die Veröffentlichung der äußerst faktenreichen zweibändigen „Weideplätze der Mongolen“ durch H. Consten im Jahr 1920, ein

² Die chinesische Redaktion des Sanang Setsen, Geschichte der Ostmongolen, im Vergleich mit dem mongolischen Urtext, Phil. Dissertation, Berlin 1904.

³ R. Mielke, Erinnerung an einen fast vergessenen. Der Mongolei-Forscher Hermann Consten (1878-1957), in *Mongolische Notizen, Mitteilungen der Deutsch-Mongolischen Gesellschaft* 11(2002), S. 32-38.

⁴ U. B. Barkmann, Erinnerungen an den Nestor der ostdeutschen Mongolistik P. Ratchnevsky, in *Asien, Afrika, Lateinamerika*, 6(1994), S. 595-617.

langsameres Aufleben der mongolistischen Publikationstätigkeit zu beobachten. Wissenschaftler publizierten in Zeitschriften wie den ab 1898 herausgegebenen *Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen* und der *Asia major* erste Forschungsergebnisse. So stellte der damals in der Sowjetunion lebende N. Poppe in der *Asia major* 1(1924) die „Russischen Arbeiten auf dem Gebiet der Mongolistik (1914-1924)“ vor. Er verwies darin darauf, dass sich die Mongolistik in Russland aufgrund seines geopolitischen Interesses an der Mongolei längst als eine selbstständige Disziplin hatte etablieren können.

Deutschland und die Mongolei rückten ab 1926 politisch und wirtschaftlich einander etwas näher. Deutsche Technik-Spezialisten gingen in die Mongolei, mongolische Schüler und Studenten kamen nach Deutschland, unter ihnen der spätere mongolische Nationaldichter D. Nacagdorž. Dies hatte zur Folge, dass man sich auch für die Mongolische Volksrepublik zu interessieren begann, wie manche Veröffentlichung der sich durch detaillierte politische Analysen auszeichnenden Zeitschrift *Osteuropa* signalisierten, die vom Russland-Spezialisten O. Hoetzsch im Auftrage der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas herausgegeben wurde. In dieser Zeitschrift meldete sich mit Išdorž das erste Mal auch ein Vertreter der Regierung der Mongolischen Volksrepublik unter dem Thema „Kulturelle Aufbauarbeit in der Mongolei“ zu Wort.

E. Haenisch selbst unternahm im Jahr 1928 eine Forschungsreise von Kjachta über Urga (heute Ulaanbaatar) nach Kalgan, die es ihm ermöglichen sollte, sich u.a. mit den Sammlungen der Bibliothek des Gelehrten Komitees der Mongolischen Volksrepublik in Ulaanbaatar vertraut zu machen. E. Haenisch pflegte in dieser Zeit mit Wissenschaftlern des Gelehrten Komitees wie Ž. Ceveen intensive Kontakte. Auch H. Consten hatte im Jahr 1928 versucht, wieder in die Mongolei einzureisen, war jedoch an der Grenze verhaftet und später nach China abgeschoben worden. W. A. Unkrig veröffentlichte 1929 das „Programm des Gelehrten Comités der Mongolischen Volksrepublik“ in den *Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen*. E. Haenisch hatte seine Reise dazu genutzt, sich Wissen über die moderne Mongolei anzueignen. Er bot im Wintersemester 1928/29 erstmals eine Vorlesung zur „Geschichte und Volkskunde der Mongolen“ und im Sommersemester 1929 sogar eine Lehrveranstaltung zur „Landeskunde“ an.⁵

Im Jahr 1932 wurde E. Haenisch zum Direktor des Sinologischen Seminars an der Berliner Universität ernannt und als Nachfolger O. Frankes auf den Lehrstuhl für Sinologie berufen. E. Haenisch setzte seine mongolistischen Studien fort, die er 1936 auf einer Reise in die Innere Mongolei vertiefen konnte. Als Vertreter für den Lehrstuhl hatte er F. Weller aus Leipzig empfohlen, der u.a. auch über Kenntnisse des Mongolischen verfügte. Zu den Studenten von E. Haenisch gehörte von 1936 bis 1938 auch W. Heissig (1913-2006), der sich bei E. Haenisch erste Kenntnisse der mongolischen Sprache aneignete.

E. Haenisch widmete sich in der zweiten Hälfte der 30er Jahre vor allem der Untersuchung der „Geheimen Geschichte der Mongolen“ (*mongyol-un niyuča tobčiyān*), der möglicherweise um das Jahr 1240 entstandenen ältesten Chronik des mongolischen Herrscherhauses. Mit der Rekonstruktion des Wortlautes der „Geheimen Geschichte der Mongolen“ „aus der chinesischen Umschrift unter Benutzung der chinesischen Interlinearversion und der chinesischen Übersetzung“ gelang E. Haenisch eine wissenschaftliche Leistung, die wohl nie an Bedeutung einbüßen wird. 1937 präsentierte er den rekonstruierten Text, 1939 ein Wörterbuch und 1941 die deutsche Übersetzung des Textes.⁶ „Weder

⁵ E. Taube, Schwierige Spurensuche. Die Leipziger Studienjahre des Dichters Daschdordschijn Nazagdordsch, in *Mongolische Notizen, Mitteilungen der Deutsch-Mongolischen Gesellschaft* 6(1997), S. 26.

⁶ E. Haenisch, *Manghol un niuca tobca'an* (Yüan -Ch'ao pi-shi). Die Geheime Geschichte der Mongolen. Aus der chinesischen Transkription im mongolischen Wortlaut wiederhergestellt. Bd. 1: Text und Anmerkungen. Leipzig 1937, 140 S.; Wörterbuch zu *Manghol un niuca tobca'an* (Yüan -Ch'ao pi-shi). Die Geheime

ein Nur-Sinologe noch ein Nur-Mongolist hätte das leisten können... Nur wer wie Haenisch das Wissen eines Sinologen und eines Mongolisten in seiner Person vereinigte, konnte eine solche Aufgabe erfolgreich in Angriff nehmen“, schrieb H. Franke.⁷ Die Rekonstruktion und Übersetzung der „Geheimen Geschichte der Mongolen“, das Lebenswerk von E. Haenisch, legte die entscheidende Grundlage für eine komplexere Behandlung mongolistischer Themen in Deutschland. Mit ihr verband sich zugleich auch der Beginn der Förderung der mongolistischen Forschung durch die „Notgemeinschaft der Wissenschaft“, der späteren „Deutschen Forschungsgemeinschaft“ (DFG).

Zu den Studenten von E. Haenisch gehörte von 1936 bis 1938 auch W. Heissig (1913-2006), der sich bei ihm erste Kenntnisse der mongolischen Sprache aneignete. W. Heissig muss damals schon die Grenzen des altphilologischen Herangehens an mongolistische Fragestellungen gespürt haben. Er verteidigte später, im Jahre 1941, an der Wiener Universität seine Dissertation zum Thema „Der mongolische Kulturwandel in den Hsingan-Provinzen Mandschukuos“, die unter zeitgeschichtlichen Aspekten bis heute nichts an ihrem Wert verloren hat. Im Jahr 1941 veröffentlichte W. Heissig seine erste größere Publikation „Das gelbe Vorfeld. Die Mobilisierung der chinesischen Außenländer“, in der sich auch der für die damalige Zeit nicht untypische Einfluss der geopolitischen Forschungen K. Haushofers widerspiegelte. Zusammen mit R. Bleichsteiner und W. Unkrig gab er im selben Jahr das „Wörterbuch der heutigen mongolischen Sprachen mit kurzem Abriss der Grammatik und ausgewählten Sprachproben“ heraus.

W. Heissig ging kurz nach der Verteidigung seiner Dissertation mit einem geheimen militärischen Auftrag nach China. Im Jahr 1945 geriet W. Heissig in amerikanische Kriegsgefangenschaft und wurde in Beijing interniert. Die Amerikaner gestatteten ihm jedoch, seine Forschungsarbeit an der Fu-jen-Universität fortzusetzen. Im Folgejahr veröffentlichte W. Heissig in Beijing „Eine Kette aus Bergkristallen - eine mongolische Chronik der Kienlung-Zeit von Rasipungcuy“. Er begann, sich auf das Studium mongolischer Chroniken zu konzentrieren. Viele Jahre später veröffentlichte er das Ergebnis seiner Beijinger Studien unter dem Titel „Die Pekinger lamaistischen Blockdrucke in mongolischer Sprache“ (1954).

Ähnlich wie bei O. Franke oder bei E. Haenisch stellte der China-Einsatz im Leben von W. Heissig eine tiefgreifende und unter den dramatischen Bedingungen des Weltkrieges auch sehr persönliche Zäsur dar. Bei aller Tragik des Geschehens erweiterte dieser Einsatz jedoch seinen Erfahrungsbereich erheblich. Sein Verständnis für die regionalen Interdependenzen und die Hintergründe ostasiatischer Politik war enorm gewachsen. Erst vor Ort hatte er z.B. die Erkenntnis gewinnen können, dass die mongolistische Forschung bis dahin die besondere Bedeutung der Volksdichtung der Mongolen kaum wahrgenommen hatte. Diese seine Erkenntnisse, die er auch während seiner Tätigkeit an der Katholischen Universität in Beijing hatte vertiefen können, sollten sich später als *die* wichtigen Facetten erweisen, die es ihm auf seinem akademischen Weg gestatteten, ein spezielles *feeling* für die Möglichkeiten, Chancen, aber auch Grenzen der philologischen Forschung zu entwickeln.

Geschichte der Mongolen. Leipzig 1939; Die Geheime Geschichte der Mongolen, Aus der mongolischen Niederschrift des Jahres 1240 von der Insel Kode'e im Kerülen-Fluss erstmalig übersetzt und erläutert, Leipzig 1941.

⁷ H. Franke, E. Haenisch zum 80. Geburtstag, in H. Franke (ed.), *Studia Sino-Altaica, Festschrift für E. Haenisch zum 80. Geburtstag*, Wiesbaden 1961, S. 2.

Die erste Phase der Entwicklung der deutschen Mongolistik war daher eng mit dem Namen E. Haenisch verbunden. Die Mongolistik entwickelte sich bis 1945 im Schoße der Sinologie als eine zunächst traditionell-philologisch orientierte, orientalistische Disziplin, die jedoch noch weit davon entfernt war, eine eigene Wissenschaftskonzeption zu verkörpern. Die Geschichte, Politik und Wirtschaft der ab 1921 de-facto unabhängigen Mongolei bzw. der 1924 proklamierten Mongolischen Volksrepublik fanden in der mongolistischen Forschung zu diesem Zeitpunkt noch keine Berücksichtigung.

Phase III: Mongolistik unter den Bedingungen der deutschen Teilung (1945-1990)

Im Ergebnis des 2. Weltkrieges erfolgte eine signifikante Stabilisierung des mongolischen Nationalstaates, der Mongolischen Volksrepublik. Auf der Grundlage der Vereinbarungen, die von den Mächten auf der Konferenz in Jalta⁸ getroffen wurden, sah sich China veranlasst, die Mongolische Volksrepublik völkerrechtlich anzuerkennen. Wenig später begann der Kalte Krieg, der in einen über Jahrzehnte dauernden Ost-West-Konflikt mündete. Die UdSSR band die Mongolei stärker an sich und integrierte sie fest in das von ihr geschaffene Bündnissystem. Diese Entwicklung musste sich in der Folge geradezu zwangsläufig in irgendeiner Weise auch auf die Entwicklung der deutschen Mongolistik auswirken, zumal im Ergebnis der Machtpolitik der Siegermächte auf dem deutschen Territorium zwei deutsche Staaten entstanden waren.

Als die Berliner Universität im Jahr 1945 daran ging, ihren Lehr- und Forschungsbetrieb zu reorganisieren, war sie willens, an ihre großen orientalistischen Traditionen anzuknüpfen und die verwaisten Lehrstühle schnell neu zu besetzen. Der Dekan der Philosophischen Fakultät schrieb damals an E. Haenisch, der inzwischen seinen Wohnsitz am Frauenchiemsee genommen hatte, um ihn für eine Tätigkeit an der *Alma mater berlinensis* wiederzugewinnen. Er bot ihm im Namen des Rektors Wohnraum und Sonderversorgungen an und bat: „Lassen Sie mich Ihnen zum Schluss sagen, dass wir Sie hier sehr brauchen und in folgedessen Ihre Rückkehr auf das Dringendste wünschen.“⁹ Doch E. Haenisch konnte den Ruf nach Berlin aufgrund seiner angegriffenen Gesundheit nicht mehr annehmen. Der Mongolistik drohte an der Berliner Universität ein jähes Ende.

Ein Neubeginn wurde erst zum Anfang der 1950er Jahre möglich. Im Jahr 1953 erhielt P. Ratchnevsky, der im Februar 1952 zum Professor mit Lehrauftrag für das Fach Sinologie an der Universität Leipzig berufen worden war, einen Lehrauftrag an der Berliner Humboldt-Universität, der früheren Friedrich-Wilhelms-Universität. P. Ratchnevsky bot eine „Einführung in die mongolische Schriftsprache“ und einen „Überblick über die mongolische Literatur“ als Lehrveranstaltungen an. Offensichtlich reifte in dieser Zeit bei ihm auch die Absicht, die Mongolistik an der Humboldt-Universität sowohl als Fach als auch als einen Teilstudiengang zu etablieren. In diesem

⁸ D. Heizing, Stalin, Chiang Kai-shek, Mao Zedong und der Status der Äußere Mongolei, Neue Erkenntnisse zu einem alten Streit, in *Mongolische Notizen, Mitteilungen der Deutsch-Mongolischen Gesellschaft* 7(1998), S. 14-23.

⁹ Brief des Dekans der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität an E. Haenisch vom 30.11.1945, Personalakte E. Haenisch, Archiv der Humboldt-Universität zu Berlin.

Sinne bat er die mongolische Botschaft in Berlin „um Herstellung eines engen kulturellen Austausches mit der Universität Ulan-Bator und mongolischen Forschungsinstitutionen“.

Im März 1954 erfolgte seine Berufung zum Inhaber des Lehrstuhls für Sinologie und Mongolistik an der Humboldt-Universität. P. Ratchnevsky empfand seine Berufung vor allem als einen Sieg für die Mongolistik. Mit Freude schrieb er damals nieder: „Damit wurde zum ersten Mal an einer deutschen Universität überhaupt Mongolistik als Hauptlehrfach zugelassen. Die Dauer des Studiums war auf acht Semester festgelegt. Gelehrt wurde Klassisches Mongolisch und Geschichte vom Lehrstuhlinhaber, für das moderne Mongolisch war ein mongolischer Lektor verpflichtet worden. Die Mongolische Abteilung war in das Ostasiatische Institut eingegliedert.“¹⁰ Qualitativ neu war die Vermittlung der gesprochenen mongolischen Sprache (Chalch-Dialekt).

Gewiss war P. Ratchnevsky etwas blauäugig, wenn er meinte, die Mongolistik unter den in der DDR herrschenden politischen Rahmenbedingungen nun ausschließlich nach seinen Vorstellungen aufbauen zu können. 1959 verabschiedete der Wissenschaftliche Beirat beim Staatssekretariat für das Hoch- und Fachschulwesen der DDR ein Thesenpapier „zur sozialistischen Entwicklung der Asien- und Afrikawissenschaften“. Das Staatssekretariat ergänzte dieses Dokument 1960 durch eine programmatische Erklärung des Beirates.¹¹ Dieser forderte die Ausarbeitung einer für zehn Jahre gültigen einheitlichen Forschungskonzeption, die „in enger Zusammenarbeit mit den innen- und außenpolitischen Institutionen der Republik“ zu erarbeiten war. Ferner wurde festgelegt, in Zusammenarbeit mit den Praxisorganen aus Politik und Wirtschaft Berufsbilder zu erarbeiten, die ihren Niederschlag in entsprechend verbindlichen Studienplänen finden sollten. Das Ziel war klar. Der Staat benötigte für seine verschiedenen Institutionen Asienspezialisten, deren Profil sich aber vor allem an den Bedürfnissen der Praxis und nicht an akademischen Vorstellungen zu orientieren hatte. O. Franke kommt einem in den Sinn, der zum Anfang des Jahrhunderts über die Sinologie äußerte: „Während die Universitäten ihr die Tore verschließen, weil sie als Wissenschaft nicht hinreichend legitimiert erscheint, findet sie zwar in anderen Bildungskreisen, d.h. beim Handel und Industrie, sowie in einem beschränkten Dienstbereiche des Staates bereitwillige Aufnahme, aber nur so lange wie sie jeden wissenschaftlichen Charakter verleugnet, d.h. als Sprachfertigkeit und Landeskunde. Für die Notwendigkeit, das Geistesleben der Chinesen in seinem geschichtlichen Zusammenhang zu erfassen, die Sprache nicht bloß als Verständigungsmittel für den Verkehr, sondern auch als Schlüssel für das Eindringen in die Literatur zu studieren, fehlt fast durchweg das Verständnis. Die Kenntnis des alten China ist unnütz, so meint man dort, weil wir nur mit dem neuen zu tun haben; die des neuen aber ist notwendig, weil ihrer das politische und kaufmännische Geschäft bedarf.“¹² Neu war allerdings die in der DDR angestrebte politische Indoktrinierung der orientalistischen Disziplinen, ihre Einordnung in eine politische Gesamtkonzeption mit globalen Dimensionen und die - aus der historischen Retrospektive betrachtet - verblüffenden Parallelen zu den Plänen für die Schaffung einer Auslandshochschule, wie man sie in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre in der Reichshauptstadt Berlin angedacht hatte.

Folgerichtig ging P. Ratchnevsky daran, die lehrbezogene Forschung für den Sprachunterricht zu forcieren. Er schlug vor: „Die Forschungsarbeit sollte auf die Ausarbeitung einer Darstellung der Sprache orientiert werden, die mit den traditionellen Auffassungen bricht, die Struktur der Sprache von neuen Gesichtspunkten beleuchtet, moderne Methoden anwendet, die Besonderheiten der Struktur

¹⁰ Zitat bei U. B. Barkmann, Erinnerungen an den Nestor der ostdeutschen Mongolistik P. Ratchnevsky, in *Asien, Afrika, Lateinamerika* 6(1994), S. 600.

¹¹ Erklärung des Wissenschaftlichen Beirates für Asien- und Afrikawissenschaften beim Staatssekretariat für das Hoch- und Fachschulwesen der DDR, Privataarchiv des Autors.

¹² O. Franke, Die sinologischen Studien in Deutschland, in *Ostasiatische Neubildungen*, Hamburg 1911, S. 363.

hervorhebt und historisch erklärt.¹³ 1961 beauftragte P. Ratchnevsky seinen Assistenten H.-P. Vietze mit der Durchführung des Unterrichts in der modernen mongolischen Sprache. Dieser war Absolvent der Berliner Humboldt-Universität und hatte in den Jahren von 1956 bis 1960 Mongolistik und Turkologie studiert.

Der Bau der Berliner Mauer, der 1961 mit Duldung der Siegermächte die deutsche Teilung besiegelte, ließ P. Ratchnevsky sehr schnell verstehen, dass es ihm unmöglich sein würde, die ihm vorschwebende Wissenschaftskonzeption zu verwirklichen. Er resignierte. 1964 wurde er emeritiert und zog sich in das Leben eines Privatgelehrten zurück. P. Ratchnevsky hatte sich vor seiner Emeritierung Gedanken über seine Nachfolge gemacht und empfohlen, Prof. Dr. Takashiro Kobayashi (Tokio) für den Zeitraum von zwei Jahren zu berufen. Gemessen an den damaligen politischen Verhältnissen war dies ein mehr als kühner Vorschlag. Zugleich hatte P. Ratchnevsky den Vorschlag gemacht, die Ausbildung von H.-P. Vietze zu forcieren, um die Möglichkeit zu schaffen, das Fach Mongolistik in der Zukunft durch ihn vertreten zu lassen. P. Ratchnevsky betonte in einem Schreiben: „Unter dem Nachwuchs ist er am besten qualifiziert, um die mongolische Sprache an der Universität vollwertig zu vertreten, wobei ihm seine Kenntnisse der alttürkischen Sprache von Nutzen sein werden...“¹⁴ H.-P. Vietze hatte 1963 seine Dissertation mit dem Thema: „Über den Ausdruck der Mehrzahl in der Geheimen Geschichte der Mongolen“ verteidigt, bot also für einen weiteren wissenschaftlichen Entwicklungsweg beste Voraussetzungen.

P. Ratchnevsky konnte seine Vorstellungen zur Entwicklung der Mongolistik aufgrund der politischen Rahmenbedingungen nicht mehr realisieren. Sein eigentliches Verdienst musste sich daher darauf beschränken, die Mongolistik an der Berliner Humboldt-Universität als selbstständige Disziplin zu etablieren und Voraussetzungen für ihre weitere Existenz zu schaffen. Dies war gemessen an den Verhältnissen dieser Zeit durchaus nicht wenig.

Neben der Berliner Humboldt-Universität verfügte auch die Leipziger Karl-Marx-Universität während der 1950er und 1960er Jahre über beste Traditionen und Voraussetzungen dafür, die Mongolistik in Forschung und Lehre zu entwickeln. Dort übernahm 1959 J. Schubert (1896-1976) die Leitung des Ostasiatischen Institutes. J. Schubert hatte ursprünglich an der Leipziger Universität Philosophie, Theologie, Chinesisch, Tibetisch und Türkisch studiert und sein Studium an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität mit einem Studium der Sinologie, des Mongolischen und des Mandschu vollendet. 1952 wurde er nach jahrzehntelanger Arbeit an der Leipziger Universitätsbibliothek als außerplanmäßiger Professor berufen. 1960 folgte seine Berufung zum Ordinarius für Tibetologie. J. Schubert engagierte sich stark für die Entwicklung der Mongolistik in Leipzig. Er veröffentlichte 1961 zusammen mit seinem mongolischen Kollegen Ceveg, einem der ehemaligen Deutschland-Studenten der Mongolei aus den 1920er Jahren, ein „Mongolisch-Deutsches Wörterbuch“ (1961) und unternahm mehrere Forschungsreisen in die Mongolei. Da er, als er zum Ordinarius für Tibetologie berufen wurde, bereits im 64. Lebensjahr stand, kümmerte er sich intensiv um seine Nachfolge und förderte M. Taube (geb. 1928), einen Schüler von E. Erkes, F. Weller und P. Ratchnevsky. M. Taube hatte 1957 seine Dissertation zum Thema „Das Jirüken-ü tolta-yin tayilburi des bsTan-'Jirgrags-pa. Ein Beitrag zur einheimischen mongolischen Grammatik“ verteidigt. Seine Habilitation erfolgte im Jahr 1965 mit einem Thema zur Geschichte der tibetischen Literatur. Die Universität ernannte ihn darauf 1966 zum Dozenten für tibetische und mongolische Philologie. Auch seine Ehefrau, E. Taube, eine Sinologin mit japanologischem und tibetologischem Hintergrund, arbeitete sich auf J. Schuberts Empfehlung in die Mongolistik ein. Sie verteidigte 1964 ihre Promotion

¹³ Zitat bei U. B. Barkmann, Erinnerungen an den Nestor der ostdeutschen Mongolistik P. Ratchnevsky, in *Asien, Afrika, Lateinamerika* 6(1994), S. 604.

¹⁴ Fachliche Bewertung von H.-P. Vietze vom 15.11.1963, Nachlass von P. Ratchnevsky, Staatsbibliothek, Stiftung Preußischer Kulturbesitz zu Berlin.

zum Thema „Folkloristischer und sachlicher Gehalt mongolischer Märchenstoffe“. Doch die Intentionen der Leipziger Mongolisten lösten sich mit der 3. Hochschulreform der DDR im Jahr 1968 auf, die eine Zentralisierung der Asienwissenschaften an der Berliner Humboldt-Universität beschloss. Zwar durfte in Leipzig weiter geforscht werden, die Ausbildung von Studenten jedoch verlagerte sich nun ebenfalls nach Berlin.

Als N. Poppe 1950 in seinem Aufsatz „Stand und Aufgaben der Mongolistik“ den Entwicklungsstand derselben einer Inventur unterzog, sah er die Mongolistik im Wesentlichen noch auf die Bandbreite einer philologisch orientierten Disziplin beschränkt, die sich 1. seit G. J. Ramstedt¹⁵ auf die Erforschung der mongolischen Schriftsprache im weitesten Sinne des Wortes (Lexikographie, Mittelmongolisch, Erforschung der „Geheimen Geschichte der Mongolen“, gesprochene Sprachen (Ost- und Westmongolisch), Verbindungen der mongolischen Sprache zur altaischen Sprachgruppe etc.), 2. auf die weltliche und geistliche Literatur (inkl. der überaus reichen epischen Volkspoesie) und 3. auf die Geschichtsschreibung konzentrierte. N. Poppe sah noch keine Notwendigkeit, im Rahmen der Mongolistik Forschungen zur mongolischen Geschichte durchzuführen. Er begründete dies damit, dass diese für das 13. Jahrhundert „nur auf Grund muhammedanischer und chinesischer und nur zu einem ganz geringen Teil auf Grund der ‚Geheimen Geschichte‘“, für das 14. bis zum 17. Jahrhundert jedoch nur anhand chinesischer Quellen rekonstruierbar wäre. Er vertrat die Ansicht, „dass die neueste Geschichtsperiode dagegen nur auf Grund derselben chinesischen, mandschurischen und zum großen Teil russischen Quellen erforscht werden“¹⁶ kann. Gemessen daran, dass die Mongolei längst eine nationalstaatliche Entwicklung genommen hatte, war dieser Standpunkt zwar nur schwer verständlich, erklärte sich aber möglicherweise daraus, dass er das Staatsvolk der Mongolei ausschließlich als Objekt und weniger denn als Subjekt bzw. als treibende Kraft der mongolischen Nationalgeschichte betrachtete. Neueste Forschungen haben diese Sichtweise auf die mongolische Geschichte zu einem signifikanten Teil *ad absurdum* geführt.

Als W. Heissig 1951 nach den langen Jahren der Kriegsgefangenschaft wieder in das akademische Leben eintrat, machte er sich mit großem Elan an die Arbeit. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) gewährte ihm ein Stipendium, das es ihm ermöglichte, sich an der Universität Göttingen zu habilitieren. 1951 nahm er seine Lehrtätigkeit an der Universität Göttingen als Privatdozent auf. Er bot Lehrveranstaltungen zur mongolischen Sprache, Literatur und Geschichte an. Im Gegensatz zu manchem anderen hörte für ihn die mongolische Geschichte nicht bereits mit dem Niedergang der mongolischen Yuan-Dynastie im Jahre 1368 auf.

Studienaufenthalte in Großbritannien (1952) sowie in Dänemark (1953-1954) folgten. Während seines Forschungsaufenthaltes an der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen nahm er eine Katalogisierung der dortigen *Mongolica* vor. Bestandsaufnahmen der *Mongolica* der Westdeutschen Bibliothek Marburg (1953), der belgischen Scheut-Mission (1957), der Universitätsbibliothek Oslo (1957), um nur einige zu nennen, folgten.

In den Jahren des Nachdenkens war in W. Heissig die Überzeugung gereift, dass es an der Zeit sei, die Mongolistik zu emanzipieren, sie von der Vormundschaft der Sinologie zu befreien, ihr eine neue konzeptionelle Orientierung unter dem „Dach“ der Altaistik zu geben. Diese Orientierung trug den gemeinsamen Wurzeln und vielfältigen „genetischen“ Verbindungen der altaischen Völker Rechnung und war, was die Bindung der Mongolistik an die Sinologie betraf, nicht zuletzt der

¹⁵ Gustav John Ramstedt (1873-1950), 1898-1901, 1909, 1912 Sprachstudien in der Äußerer Mongolei, 1903 Dissertation „Über die Konjugation des Khalkha-Mongolischen“ (MSFOu XIX).

¹⁶ N. Poppe, Stand und Aufgaben der Mongolistik, in *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* 100(1951), S. 88.

nunmehr nationalstaatlichen Entwicklung der Mongolei geschuldet. Es galt aber auch, die Mongolistik aus dem „Würgegriff“ nicht sehr lebensnaher traditionell-philologischer Sichtweisen zu befreien. Ab 1954 gab W. Heissig zusammen mit S. Lienhard und O. Pritsak die *Göttinger Asiatischen Forschungen* heraus, deren Bände bis 1959 vor allem der Edition mongolischer Quellen gewidmet wurden. Die Monographienreihe wurde später unter dem Namen *Asiatische Forschungen* (gegenwärtig 144 Bände) fortgesetzt und ab dem Jahre 1967 durch die jährlich erscheinenden *Zentralasiatischen Studien* ergänzt. 1957 gründeten W. Heissig, D. Sinor und A. v. Gabain die *Permanent International Altaistic Conference* (PIAC), deren Geschicke W. Heissig bis 1960 als Generalsekretär leitete.¹⁷ Der Gründung der PIAC lag eine Initiative der altaistischen Sektion des 1957 in München abgehaltenen XXIV. Internationalen Orientalistenkongresses zu Grunde, die damit ein ständiges Forum für die wissenschaftliche Diskussion von altaistischen Fragestellungen schaffen wollte. W. Heissig regte während der I. Tagung der PIAC, die damals in den Räumen der Akademie der Wissenschaften und Literatur in Mainz stattfand, vor allem die Katalogisierung der mongolischen Handschriftenbestände in den europäischen Bibliotheken an.¹⁸ Die PIAC, die seit 1957 regelmäßig tagt, entwickelte sich im Verlauf der Jahrzehnte zu einem wichtigen Forum des wissenschaftlichen Austausches zu Fragen der Sprache, der Kultur und der Geschichte der altaischen Völker im weitesten Sinne des Wortes und führte auch unter den Bedingungen des Kalten Krieges Wissenschaftler verschiedener Staaten, Völker und Generationen zusammen.

Am 3. Februar 1957 habilitierte sich W. Heissig mit dem Thema „Höllenfahrtbücher der Mongolen“ an die Universität Bonn um, die ihn im selben Jahr zum außerplanmäßigen Professor ernannte. Er gehörte inzwischen zu den profiliertesten Asienwissenschaftlern der Bundesrepublik Deutschland, deren Beratung von staatlichen Institutionen gern in Anspruch genommen wurde. Als im Jahr 1956 auf Initiative des Deutschen Bundestages und des Auswärtigen Amtes das Hamburger Institut für Asienkunde gegründet wurde, berief man ihn in den wissenschaftlichen Beirat.¹⁹ Der „Arbeitskreis für Ost-West-Fragen“ bildete im Jahr 1959 den „Ausschuss für Asienforschung“, in dem W. Heissig neben anderen namhaften Gelehrten aktiv mitwirkte.²⁰

W. Heissig konzentrierte sich in seiner Schaffensphase bis zum Anfang der 1960er Jahre auf die Erschließung von mongolischen Chroniken. Er leistete auf diesem Gebiet Pionierarbeit und veröffentlichte auch eine Reihe von unverzichtbaren Arbeiten zum Publikations- und Übersetzungswesen bei den Mongolen.²¹ Im Jahr 1958 setzte er seine Editionen von Texten mongolischer Chroniken mit der Veröffentlichung des „Goldenen Rades mit den tausend Speichen. Eine mongolische Chronik von Siregetü Guosi Dharma (1739)“ fort. Dieser Chronik folgten im Jahr 1961 die Veröffentlichung des „Erdeni-yin erike. Mongolische Chronik der lamaistischen Klosterbauten der Mongolei von Isibaldan (1835) und des „Bolur toli. ‚Spiegel aus Bergkristall‘ von Jimbadorji (1834-1837)“. Über viele Jahre widmete sich W. Heissig der Auswertung der Steininschriften und Handschriftenreste aus Olon Süme (Innere Mongolei), die ihm der japanische Archäologe Namio Egami zur wissenschaftlichen Aufarbeitung und Publikation (1966, 1976) überlassen hatte.

¹⁷ cf. Permanent International Altaistic Conference - Arbeitsbericht (1958 bis 1960).

¹⁸ Ebenda, S. 2-3.

¹⁹ H. W. Schütte, Die Asienwissenschaften in Deutschland, Geschichte, Stand und Perspektiven, in *Mitteilungen des Instituts für Asienkunde Hamburg* 353, Hamburg 2002, S. 180.

²⁰ Ebenda, S. 186.

²¹ Die Arbeiten erschienen in den Jahren 1953, 1955, 1957, 1959/60, 1962, 1973, 1976. Siehe nachfolgende Bibliographie.

Im Jahr 1959 publizierte W. Heissig im Ergebnis seiner jahrelangen Quellenstudien die „Familien und Kirchengeschichtsschreibung der Mongolen I, 16.-18. Jahrhundert“. Jahre später (1965) veröffentlichte er den zweiten Band, in den er vier mongolische Chroniken aus dem 19. Jahrhundert in Faksimile aufnahm. W. Heissig unternahm in diesen Publikationen den Versuch, „die in ihrem Inhalt nach wesentlichen und zugänglichen mongolischen Geschichtswerke des 17.-19. Jahrhunderts zu beschreiben, in ihren Zusammenhängen und Quellenbezügen zu untersuchen, die Person und Motive ihrer Verfasser nachzuzeichnen und ihren Inhalt im Einzelnen anzugeben, um ihn der Geschichtsforschung zugänglich zu machen.“²²

Das Werk galt vielen Forschergenerationen in der Mongolei und der Inneren Mongolei als ein Musterbeispiel dafür, auf welche Weise mongolische Chroniken zu erschließen wären. Es ist heute ein unverzichtbarer Bestandteil jeder guten mongolistischen Bibliothek.

Im Jahr 1964 berief die Universität Bonn W. Heissig zum Ordinarius für „Sprach- und Kulturwissenschaften Zentralasiens“. Er gründete an der Universität das gleichnamige Seminar, das er bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1982 als Direktor leitete. Von besonderer Bedeutung war zweifellos die von ihm initiierte Gründung des Sonderforschungsbereiches SFB-12 an diesem Seminar, der auf Empfehlung des Wissenschaftsrates für Zentralasien - also unter den Bedingungen des Kalten Krieges auch Systemgrenzen überschreitend - konzipiert und aufgebaut wurde. Die Konzeption des SFB ließ bereits eine große Breite erkennen, sie ging über das bis dahin übliche Maß weit hinaus, wie z.B. das Projekt C „Politische Geschichte Tibets und der Mongolei“ erkennen ließ. So wurde in einem Teilprojekt des Projektes C die „politische Rolle des lamaistischen Klerus“, die „diese scheinbar nur esoterisch-philosophischen Zielen hingeebene Bevölkerungsgruppe in den politischen Entscheidungen Zentralasiens spielte - und spielt“, einer eingehenden Untersuchung unterzogen. Das Beispiel zeigte zugleich, dass es W. Heissig und seinem Team daran gelegen war, durchaus politikwirksame Forschung zu betreiben, ohne den wissenschaftlichen Charakter derselben auch nur im Geringsten zur Disposition zu stellen. Ein ganz entscheidender Punkt war zugleich, methodisch die Nähe der Mutterwissenschaften (z. B. Geschichte, Soziologie) zu suchen, die von Orientalisten zumeist und aus guten Gründen gern gemieden wird. Dass es W. Heissig eigentlich auch darum ging, über wissenschaftlich effiziente Forschung an „der Selbsterkenntnis und Selbstdarstellung anderer Völker“²³ teilzunehmen, um das gegenseitige Verständnis zu fördern, zeigte deutlich, wie grundlegend anders er den von ihm gebrauchten Begriff einer „angewandten Philologie“ im Vergleich zu seinem traditionell-orientalistischen Wissenschaftsumfeld verstand.²⁴

Die Gründung des Sonderforschungsbereiches bot die Möglichkeit eines personellen Ausbaus des Seminars und einer breiteren Fächerung in Forschung und Lehre. Seit dieser Zeit gehörten vor allem K. Sagaster (geb. 1933), M. Weiers (geb. 1937) und V. Veit (geb. 1944) zum engeren Kreis seiner Schüler.

K. Sagaster hatte seit 1951 an der Leipziger Universität bei E. Erkes, P. Ratchnevsky, W. Weller und J. J. Schubert Sinologie, Mongolistik, Indologie und Tibetologie studiert. Er siedelte später in die Bundesrepublik über und setzte sein Studium an den Universitäten Göttingen, Kopenhagen und Bonn fort, wo er sich auch der alttürkischen Philologie zuwandte. Er promovierte 1959 an der Bonner Universität zum Thema „Nag dban blo bzan c'os ldan. Leben und historische Bedeutung des 1.

²² W. Heissig, *Die Familien- und Kirchengeschichtsschreibung der Mongolen I. 16.-18. Jahrhundert*, = Asiatische Forschungen, Bd. 5, Wiesbaden 1959, S. 1.

²³ W. Heissig, Mongolistik - ein Beispiel angewandter Philologie, *Mitteilungen Deutsche Forschungsgemeinschaft* 2(1969), S. 30.

²⁴ Ebenda.

(Pekinger) *ICan skya khutukhtu nag-dban blo-bzan c'os ldan*“ und habilitierte sich 1969 mit dem Thema „Subud Erike. Ein Rosenkranz aus Perlen. Die Biographie des 1. Pekinger *ICan skya khutukhtu nag-dban blo-bzan c'os ldan* verfasst von Nag dhan c'os ldan alias Ses rab dar rgyas“.

M. Weiers, der von 1958 bis 1965 in München, Rom, Neapel und Bonn Semitistik, Mandschuristik, Sinologie, Turkologie, Tibetologie, Islamwissenschaften und Vergleichende Religionswissenschaft studiert hatte, promovierte 1965 zum Thema „Untersuchungen zu einer historischen Grammatik des präklassischen Mongolisch“ und habilitierte sich 1971 mit dem Thema „Die Sprache der Moghol der Provinz Herat in Afghanistan“.

Mit V. Veit gewann W. Heissig eine Wissenschaftlerin, die sich in der Folge vor allem auf die Geschichte der Mongolen bis 1921 spezialisierte. Sie promovierte 1973 zum Thema „Arad-un Qatan Bayatur Maysurjab 1878-1927. Eine Untersuchung über das Leben und die Bedeutung eines mongolischen Generals“ und habilitierte sich 1982 mit dem Thema „Die vier Qane von Qalqa. Ein Beitrag zur Kenntnis der politischen Bedeutung der nordmongolischen Aristokratie in den Regierungsperioden K'ang-hsi bis Ch'ien-lung (1661-1796) anhand des biographischen Handbuchs *Iledkel šastir*“.

W. Heissig wandte sich seit seiner Berufung an die Bonner Universität mehr und mehr der Erforschung der mongolischen Volksliteratur zu. Im Jahr 1972 veröffentlichte er sein großes zweibändiges Werk „Geschichte der mongolischen Literatur“. Er zeichnete in dieser Publikation „die Entwicklung der mongolischen Literatur des 19. bis zum frühen 20. Jahrhundert von der anonymen zur individuellen, bestimmten Dichtern zuschreibbaren Aussage in ihren historischen Zusammenhängen“ nach.²⁵ In den folgenden Jahren setzte er sich vor allem mit Heldenepen, ihrer inneren Struktur, ihren Motiven und Motivparallelen, den schamanistischen Mythen und mongolischen Volksmärchen auseinander. Das Geser-Epos faszinierte ihn zweifellos auf eine ganz besondere Weise. Er veröffentlichte dazu im Jahr 1983 seine „Geser-Studien, Untersuchungen zu den Erzählstoffen in den neuen Kapiteln des mongolischen Geser-Zyklus“.

Während man sich in der Bundesrepublik von der traditionell-philologischen Orientierung einer Einzeldisziplin verabschiedete und zu einer Mongolistik, die auf Breite und Verankerung in der Altaistik setzte, überging, wandte man sich in der DDR seit den 50er Jahren einem stärker regionalwissenschaftlich ausgerichteten Konzept zu, das die Entwicklung einer Reihe von Länderwissenschaften bei gleichzeitiger regionalwissenschaftlicher Vernetzung vorsah. Der Denkansatz war zweifellos politischer Natur, man ging vom Prozess „eines weltweiten Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus“ aus, den man nebst den eigenen Beziehungen zu den entsprechenden Staaten Asiens zu analysieren trachtete. Regionalwissenschaftliche Forschung bedeutete daher *in praxi* vor allem „die Untersuchung der gesellschaftlichen Entwicklungsprozesse in Asien in ihren Beziehungen zur internationalen Klassenauseinandersetzung zwischen Imperialismus und Sozialismus“.²⁶

Im April 1974 verabschiedete das Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen der DDR daher einen „Studienplan für die Grundstudienrichtung Regionalwissenschaften an Universitäten und Hochschulen der DDR“. In diesem Plan wurden unter der Fachrichtung Ostasienwissenschaften neben den Japanwissenschaften (+ trad. Japanologie), den Chinawissenschaften (+ trad. Sinologie), den Koreawissenschaften (+ trad. Koreanistik) und den Vietnamwissenschaften (+ trad. Vietnamistik) „die Mongoleiwissenschaften; wissenschaftliche Beschäftigung mit der Entwicklung der Mongolischen Volksrepublik und der Geschichte der mongolischen Völker sowie der mongolischen Sprache; mit dem speziellen gesellschaftswissenschaftlichen Gebiet Mongolistik (= traditionelle Mongolistik / d. Verf.)“ ausgewiesen. Die mongoleiwissenschaftliche Forschung sollte sich neben den

²⁵ W. Heissig, *Geschichte der Mongolischen Literatur, 19. Jahrhundert bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts*, Wiesbaden 1972, S. VII.

²⁶ Studienplan für die Grundstudienrichtung Regionalwissenschaften zur Ausbildung an Universitäten und Hochschulen der DDR, Berlin 1974, S. 1.

„historischen, ökonomischen, politischen, ideologischen, kulturellen, sprachlichen u.a. Besonderheiten“ vor allem auf die „Problematik des nichtkapitalistischen Entwicklungsweges der Mongolei“ konzentrieren. Der Lehrplan sah vor, dass Studenten der Mongoleiwissenschaften/Mongolistik auch Lehrveranstaltungen zur Geschichte, Wirtschaft, Außenpolitik und den internationalen Beziehungen Ostasiens zu besuchen hatten, um das Verständnis für die Interdependenzen in Ostasien zu vertiefen. Die Vermittlung der Sprache stellte zweifellos den Kern der gesamten Ausbildung dar. Sie war damit zugleich das Hauptanliegen der in erster Linie lehrbezogenen Forschung.

Die Aufgabe, diese Ziele im Bereich der Mongoleiwissenschaften umzusetzen, entfiel auf H.-P. Vietze, der seit 1967 die Abteilung Mongolei am Ostasiatischen Institut leitete. Dieser habilitierte sich 1973 mit einer Sammlung seiner wissenschaftlichen Aufsätze unter dem Thema „Theorien und Materialien für die automatische Verarbeitung mongolischer Sprachdaten“ und wurde im folgenden Jahr zum Dozenten für Mongolistik berufen. 1976 erfolgte seine Berufung zum Ordinarius für Mongolistik an der Humboldt-Universität zu Berlin, eine Position, die er bis zum Jahr 1993 innehatte. H.-P. Vietze ging nun mit großem Elan daran, die Mongolistik vor allem personell aufzustocken. Die Vorgaben des Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesen schufen die Voraussetzungen sowohl für eine großzügige personelle Ausstattung und für eine arbeitsteilige Subspezialisierung (Politik, Wirtschaft, Partei- und Revolutionsgeschichte, Geschichte, moderne Literatur) als auch für die Bewahrung von „klassischen“ Richtungen wie der Mandchuristik. Der vom Ministerium vorgegebene Studienplan ließ zwar einen relativ großen Spielraum dafür zu, Lehrinhalte neu anzubieten oder umzustellen, konzentrierte sich jedoch auf die Beschäftigung mit der sozialistischen Mongolischen Volksrepublik. Die *mongolian borderlands* bzw. die mongolischen Minderheiten in der Sowjetunion und der VR China spielten dagegen keine Rolle. Die Mongolistik an der Berliner Humboldt-Universität entwickelte sich in dieser Zeit zu einer Länderwissenschaft mit starker Praxisorientierung. Von einer Verzahnung mit anderen Nachbardisziplinen wie den Chinawissenschaften, wie sie ursprünglich konzeptionell angedacht worden war, war jedoch in der Regel nur wenig zu spüren.

Am 23. Oktober 1975 verabschiedete die Bonner Universität eine Studienordnung für das Fach „Sprach- und Kulturwissenschaft Zentralasiens“. Die Studienordnung sah die Möglichkeit vor, Mongolistik im Haupt- und Nebenfach gekoppelt mit Tibetologie als Neben- oder Hauptfach zu studieren, wobei das Hauptfach nicht als Mongolistik oder Tibetologie, sondern als „Sprach- und Kulturwissenschaft Zentralasiens“ bezeichnet wurde. *Per definitionem* sah man die Aufgabe der „Sprach- und Kulturwissenschaft Zentralasiens“ als „die wissenschaftliche Erforschung der Sprachen und Kulturen (Geschichte, Gesellschaft, Literatur, Religion, Sachkultur) der Völker Zentralasiens, vor allem der Mongolei und Tibets, sowie die Vermittlung von Kenntnissen über diese Völker, die zur Veränderung und Ausweitung unseres bisher vorwiegend eurozentristischen Weltbildes beitragen. Die Spanne der zu erforschenden Probleme und des zu vermittelnden Wissens schließt auch gegenwartskundliche Themen ein.“²⁷

Das Bonner Seminar vollzog damit in der Lehre den Schritt, der in der Forschung mit der angestrebten Breite schon längst vollzogen worden war. Die „Kriegserklärung“ an die Adresse der bis dato dominierenden eurozentristischen Sichtweisen auf die Probleme der og. Völker stellte zweifellos einen mutigen Schritt dar, der sich als Aufgabe auch heute noch nicht erledigt hat.

Diese Entwicklung schlug sich in der großen Bandbreite publizierter Forschungsergebnisse nieder. Für die Publikation der Forschungsergebnisse hatte sich die von W. Heissig etablierte enge Zusammenarbeit mit dem renommierten Wiesbadener Harrassowitz-Verlag, mit dessen Hilfe die *Zentralasiatischen Studien* und die *Asiatischen Forschungen* herausgegeben wurden, als von großem Vorteil erwiesen.

W. Heissig wurde 1982 emeritiert. Er konnte zu diesem Zeitpunkt auf ein außergewöhnlich umfangreiches Gesamtwerk von insgesamt zweiundneunzig wissenschaftlichen Publikationen, darunter von achtzehn Texteditionen,

²⁷. Bonner Universitäts-Nachrichten, Amtliche Bekanntmachungen, 5. Jahrgang, Nr. 15, 23. Oktober 1975, Studienordnung für das Fach Sprach- und Kulturwissenschaft Zentralasiens an der Universität Bonn.

Monographien und Sammelbänden, verweisen, dass er in den folgenden Jahren durch eine Vielzahl neuer Publikationen ergänzte. 2006 verlieh ihm der mongolische Staatspräsident anlässlich seines 90. Jubiläums für seine umfangreichen Verdienste auf dem Gebiet der Mongolistik den Altan-Gadas-Orden. Sein Tod wenige Wochen nach der Ordensverleihung stellte für die deutsche Mongolistik einen unersetzbaren Verlust dar, gemahnte aber auch daran, das Vermächtnis dieses großen Forschers und Wissenschaftlers zu bewahren.

Mit der Emeritierung W. Heissig übernahm K. Sagaster, der noch 1982 zum Universitätsprofessor für Sprach- und Kulturwissenschaft Zentralasiens ernannt worden war, die Leitung des Bonner Seminars. K. Sagaster entsprach dieser Professur aufgrund der großen Bandbreite seiner Kenntnisse und Forschungen im besonderen Maße. In der Mongolistik und der Tibetologie gleichermaßen zu Hause, hatte er sich im Verlauf der Jahre in seinen Forschungen Fragen der Religion, der Folklore, des Brauchtums, der Geschichtsschreibung der Mongolen zugewandt. Später sollte auch der Čingis-Chaan-Kult bei den Mongolen zu einem der von ihm bevorzugten Forschungsthemen werden, die ihn auch international in den Kreis der renommiertesten Mongolisten aufrücken ließen. Ihm ist es zu danken, dass heute Wissenschaftler aus Deutschland zusammen mit ihren mongolischen Kollegen die Ausgrabungen in Karakorum durchführen, die mit zu den Sternstunden der Archäologie gezählt werden können.

Das Bonner Seminar konnte zum Ende der 1980er Jahre auf breit gefächerte publizierte Forschungsleistungen verweisen, die es zu einem der weltweit wichtigsten Zentren für die Quellenforschung und für Forschungen zur Folklore der Mongolen machten. Eine hervorragende Bibliothek, die vor allem auf die Ansprüche einer stärker philologischen orientierten Mongolistik mit altaistischer Einbindung ausgerichtet ist und über eine große Kopiensammlung mongolischer Texte verfügt, begünstigten die Forschungsarbeit an diesem Seminar im erheblichen Maße. Auch die umfassende Unterstützung der Bonner Mongolistik durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) sollte an dieser Stelle entsprechende Würdigung erfahren.

Das Zentrum der DDR-Mongolistik an der Berliner Humboldt-Universität hatte dagegen im Verlauf der Jahre seine Innovationskraft trotz günstigster personeller Ausstattung und der Möglichkeit weitgehender Subspezialisierung und trotz hervorragender Bücherbestände zur Geschichte, Politik, Wirtschaft und Kultur und umfassender Sammlungen von Zeitungen und Zeitschriften der modernen Mongolei in der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität und der Staatsbibliothek der ehemaligen DDR fast völlig verloren. Die meisten publizierten Forschungsarbeiten entwerteten sich aufgrund ihrer starken ideologischen Durchdringung im Laufe der Zeit selbst. Die Zeiten überdauert haben die Wörterbücher Deutsch-Mongolisch und Mongolisch-Deutsch, die von Autorenkollektiven unter H.-P. Vietze verfasst wurden.

Vor allem dem Emeritus P. Ratchnevsky blieb es damit vorbehalten, in dieser Zeit besonders wertbeständige wissenschaftliche Arbeiten zu leisten.

P. Ratchnevsky setzte nach seiner Emeritierung seine Studien zur Rechtsgeschichte der Mongolen in der Zeit des mongolischen Großreiches fort. Zwischen 1972 und 1985 veröffentlichte er in Paris vier Bände seiner rechtsgeschichtlichen Studie „Un Code des Yuan“. Als er 1985 den letzten Band veröffentlichte, schrieb ihm der Sinologe H. Franke in einem Brief: „... 1937 erschien Band I und nunmehr, nach einem fast halben Jahrhundert, haben Sie das *magnum opus* vollendet. Das ist eine große Leistung, die wir alle bewundern. Nur wer sich einmal mit dem *Yuan-tien-chang* näher beschäftigt hat, kann die Schwierigkeiten ermessen, die dieser Text bietet. Sie haben der Rechtsgeschichte Chinas mit Ihrem *Code des Yuan* und uns allen ein *monumentum aere perennius* geschenkt.“²⁸ Internationale Anerkennung erntete P. Ratchnevsky auch für seine Biographie Čingis Chaans, die der Londoner Blackwell-Verlag in der einfühlsamen englischen Übersetzung von T. N. Haining veröffentlichte und die inzwischen auch in mongolischer Sprache vorliegt.

Die Mongolistik in der Bundesrepublik Deutschland vollzog in der 2. Phase ihrer Entwicklung ihre eigentliche Emanzipation von der Sinologie, entwickelte sich zu einer selbstständigen Disziplin und erfuhr über ihre Einbettung in die Altaistik eine Genese, die sie zugleich zu einer Disziplin des Brückenschlags werden ließ. Diese Entwicklung stellte im Wesentlichen eines der großen und bleibenden Verdienste von W. Heissig dar.

In der DDR führten die politische Indoktrination und die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen die Mongolistik letztlich in eine Sackgasse, die ihre weitere Existenz nach der deutschen

²⁸ Brief H. Franke an P. Ratchnevsky vom 17.10.1985, Nachlass P. Ratchnevsky, Staatsbibliothek, Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Berlin.

Wiedervereinigung zumindest personell in Frage stellte.

Phase IV: Mongolistik nach der deutschen Wiedervereinigung

Nach der Wiedervereinigung Deutschlands wurde im September 1990 im Bestand des Fachbereiches Asien- und Afrikawissenschaften an der Berliner Humboldt-Universität ein Zentralasiatisches Institut gegründet. Mit der Neugründung war der Gedanke verbunden worden, die von W. Heissig begründete Wissenschaftskonzeption unter Einbindung der Mandschuristik und der Tibetologie und bei Bewahrung von Komponenten einer modernen Länderwissenschaft an diesem Institut zu verankern. Der ehemalige Diplomstudiengang Mongolistik wurde nun in einen Magisterstudiengang im Haupt- und Nebenfachstudium umgewandelt. Doch die Initiativen kamen zu spät. Die Rechtsanpassung in der ostdeutschen Wissenschaftslandschaft und die Ergebnisse verschiedener, auch politisch motivierter Evaluierungsprozesse schmolzen den Personalbestand der Ostberliner Mongolistik bis zur Mitte der 1990er Jahre erheblich ab. H.-P. Vietze verließ die Universität im Jahr 1993. Die Professur für Mongolistik wurde darauf im Rahmen der Neustrukturierung des Fachbereiches Asien- und Afrikawissenschaften ersatzlos gestrichen. Auch an der Leipziger Universität vollzog sich eine ähnliche Entwicklung. Zwar wurde 1992 M. Taube als Professor für tibetische und mongolische Philologie an der Fakultät für Kultur-, Sprach- und Erziehungswissenschaften berufen, jedoch war dies nur eine Übergangslösung, da dieser bereits kurze Zeit darauf emeritiert wurde. Auf seine Professur wurde ein Tibetologe berufen. Jahre später sollte auch der Lehrstuhl von K. Sagaster in Bonn mit einem Tibetologen besetzt werden. Die Mongolistik verlor damit auch an der Bonner Universität den Stellenwert, den sie unter W. Heissig über viele Jahre hatte behaupten können.

Sowohl an der Humboldt-Universität als auch an der Universität Leipzig ging die Mongolistik ab der Mitte der 1990er Jahre aufgrund der Neukonzipierung der Studiengänge sowohl ihrer Eigenständigkeit als auch ihres komplexen Charakters verlustig. Lehrangebote zur Mongolistik wurden darauf in Berlin im Rahmen eines Studienganges „Zentralasien-Studien“ (Haupt- und Nebenfach) und in Leipzig im Rahmen eines Studienganges „Zentralasienwissenschaften“ (Haupt- und Nebenfach) verwirklicht. Während U. Schöne in Berlin den Versuch unternahm, aufgrund der nicht geringen Nachfrage das Profil einer modernen Länderwissenschaft (inkl. mongolische Sprache) trotz des einengenden Rahmens des Studienganges zu erhalten, konzentrierte sich K. Koppe, ein ehemaliger Schüler von H.-P. Vietze, an der Leipziger Universität auf die Vermittlung der Sprache, der Folklore, der Literatur und Ethnographie der Mongolen.

Die später deutschlandweit vorgenommene Modularisierung aller Studiengänge führte zu einer weiteren erheblichen Reduzierung der mongolistischen Studienangebote. Mittelfristig wird diese Modularisierung zu einer Umgestaltung der Organisation und Strukturen in der deutschen Wissenschaftslandschaft führen, die sicher die Überlegung aufkommen lassen wird, die Forschung auf dem Gebiet kleinerer Fächer wie der Mongolistik stärker in außeruniversitäre Strukturen wie den Max-Planck-Instituten usw. einzubinden

Die personelle Ausstattung der Mongolistik tendierte somit sowohl in Berlin als auch in Leipzig mit nur einer Mitarbeiterstelle eigentlich gegen Null. Nach der Pensionierung von U. Schöne Ende 2006 wurde ihre Stelle nur noch als eine halbe Stelle neu ausgeschrieben.

Doch auch an der Bonner Universität waren die Stellen in der Mongolistik inzwischen auf das absolute Minimum von nur einer Mitarbeiter-Stelle reduziert worden. Gegenwärtig versucht V. Veit, die 1999 an der Bonner Universität zur außerplanmäßigen Professorin ernannt worden war, mit großem Engagement und trotz aller Fährnisse dieser Zeit, die Mongolistik in Forschung und Lehre am Leben zu erhalten. In der Mongolei stoßen ihre Forschungen zur mongolischen Geschichte auf große Wertschätzung. Der mongolische Staatspräsident zeichnete sie anlässlich des Internationalen Mongolistenkongresses 2006 in Ulaanbaatar mit dem Altan-Gadas-Orden aus.

Die allgemein prekäre Lage der deutschen Mongolistik an den Universitäten und Hochschulen des Landes ist die eine Seite der Medaille und vor allem mit der Frage verbunden, inwiefern es in der Zukunft gelingen wird, die Eigenständigkeit und Komplexität der Mongolistik in Deutschland wiederherzustellen und zu erhalten.

Was die Forschungsleistungen der Mongolistik bzw. der deutschen Forschungen zur mongolischen Geschichte betrifft, so ist man für die Zeit nach der deutschen Wiedervereinigung durchaus dazu in der Lage, ein sehr viel positiveres Resümee zu ziehen.

Dies ist einerseits der unermüdlichen Arbeit der Emeriti zu danken. W. Heissig hatte während der 1990er Jahre eine Reihe von Sammelbänden seiner Aufsätze herausgegeben, andererseits wichtige Monographien wie „Heldenmärchen versus Heldenepos? Strukturelle Fragen zur Entwicklung altaischer Heldenmärchen“ (1991), „Oralität und Schriftlichkeit mongolischer Spielmannsdichtung“ (1992), „Siliyang-Varianten und Motivtransformationen eines mongolischen Spielmannsliedes“ (1996) veröffentlicht. M. Taube gab 1993 seinen wichtigen Katalog-Band „Die Mongolica der Berliner Turfan-Sammlung“, K. Sagaster 1999 „*Antoine Mostaert (1881-1971). C. I. C. M. Missionary and Scholar*“ und W. Weiers 2004 seine „Geschichte der Mongolen“ heraus.

K. Koppe, Mitarbeiter an der Leipziger Universität, veröffentlichte im Ergebnis seiner Forschungen zur Folklore der Mongolen die beiden Bände „Mongolische Epen XII – Jula aldar qagan und Uyan mönggün qadagasun“ (1992) und „Mongolische Epen XIII – Fünf Epen aus Xinjiang“ (1993).

In den letzten Jahren beginnt sich auch der Trend abzuzeichnen, dass Forschungen deutscher Mongolisten außerhalb des universitären Systems in Deutschland, mitunter sogar im Ausland, durchgeführt werden. An dieser Stelle soll ausdrücklich die Bereitschaft der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) sowie des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) gewürdigt werden, kleine asienwissenschaftliche Fächer mit ihren Mitteln zu fördern. Diese großzügige Förderung hat es z.B. E. Chiodo möglich gemacht, ihre Arbeiten „Sayang Sečen. Erdeniyin tobči. A Mongolian Manuscript from Kentei Ayimay“ (1996) und „Mongolian Manuscripts on Birch Bark from Xarbuxyn Balgas in the Collection of the Mongolian Academy of Sciences“ (2000) zu publizieren.

U. B. Barkmann, ein Schüler von P. Ratchnevsky und H.-P. Vietze, ging nach einem Jahrzehnt wissenschaftlicher Arbeit als Mongolist und Mandschurist an der Humboldt-Universität auf Empfehlung von W. Heissig und mit Unterstützung durch die DFG 1995 an die Londoner School of Oriental and African Studies (SOAS), um dort seine Studien zur Geschichte und Zeitgeschichte der modernen Mongolei, ihren internationalen Beziehungen, ihrem Transformationsprozess usw. zu vertiefen. Das Ergebnis dieser Förderung war die Veröffentlichung seiner „Geschichte der Mongolei – Die Mongolen auf ihrem Weg zum eigenen Nationalstaat“ (1999). Im Jahr 2000 ging er als Gastwissenschaftler an das National Museum of Ethnology in Osaka (Japan), wo er seine Monographie „Landnutzung und historische Rahmenbedingungen in der Äußeren Mongolei,

Mongolischen Volksrepublik (1691-1940)“ publizierte. Nach Deutschland zurückgekehrt veröffentlichte er seine ebenfalls in Japan geschriebene „Geschichte der mongolisch-chinesischen Beziehungen (1953-1996)“ (2000). 2001 entsandte ihn der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) als Gastprofessor an die National University of Mongolia, an der er seit sechs Jahren lehrt und forscht. Zentrale Themen seiner Forschungen sind die Geschichte der deutsch-mongolischen Beziehungen, die Zeitgeschichte und die internationalen Beziehungen der Mongolei, zu denen er in Ulaanbaatar mehrere Bücher veröffentlichte, von denen hier sein Buch „Die Rolle der politischen Parteien im Transformationsprozess der Mongolei“ (2006) genannt werden soll.

An dieser Stelle sei auch erwähnt, dass das Interesse an den Mongolen, ihrem Land, ihrer Geschichte, ihrer Kultur, ihrem Brauchtum usw. in Deutschland während der letzten Jahre sprunghaft angewachsen ist. Dazu haben sehr öffentlichkeitswirksame Ausstellungen und Berichte in den öffentlichen Medien einen erheblichen Beitrag geleistet. Mit der Ausstellung der Bonner Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland „Čingis-Chaan und seine Erben – Das Weltreich der Mongolen“ (16. Juni – 25. September 2005) gelang es, unter der Schirmherrschaft des deutschen Bundeskanzlers und des mongolischen Premierministers in den kulturellen und Wissenschaftsbeziehungen beider Länder einen Höhepunkt zu setzen, der zugleich zu einer Leistungsschau der deutschen Mongolistik wurde. DFG und DAAD führten anlässlich dieser Ausstellung große wissenschaftliche Konferenzen durch. Der prächtig ausgestattete Katalogband zu dieser Ausstellung ist ein beeindruckendes Produkt interdisziplinärer Forschung, an dem deutsche Mongolisten einen besonderen Anteil hatten. Auch die von D. Götting im Namen der Deutsch-Mongolischen Gesellschaft e.V. mit Sitz in Bonn konzipierte und organisierte Ausstellung von Fotografien, die H. Consten während seiner Mongolei-Aufenthalte aufgenommen hatte, ist an dieser Stelle zu würdigen.

Nicht zuletzt soll auch auf die vom Bonner Mongolisten K. Sagaster 1997 initiierten archäologischen Grabungen verwiesen werden, die als ein besonders wichtiges Projekt der deutsch-mongolischen Wissenschaftskooperation im Palastbezirk der alten mongolischen Hauptstadt Karakorum durchgeführt werden. Der Kooperationsvertrag der Mongolisch-Deutschen Karakorum-Expedition wurde am 18. September 1998 anlässlich des Staatsbesuches von Bundespräsident R. Herzog in Karakorum unterzeichnet. Neben dem Archäologischen Institut der Mongolischen Akademie der Wissenschaften und der Kommission für Allgemeine und Vergleichende Archäologie des Deutschen Archäologischen Instituts ist auch das Institut für Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie der Universität Bonn an dieser Ausgrabung beteiligt. Der Bundespräsident und der mongolische Staatspräsident haben in einer gemeinsamen Erklärung vom 30. Mai 2000 „in Anbetracht der großen Bedeutung des Projektes für die Geschichte der Mongolei und die internationale Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Archäologie und in Hinblick auf den weiteren Ausbau der deutsch-mongolischen Beziehungen“²⁹ die Schirmherrschaft über das Projekt übernommen. Die DFG und der DAAD haben dieses Projekt mit den Möglichkeiten ihrer Förderprogramme unterstützt. So förderte z.B. der DAAD die Ausbildung junger mongolischer Archäologen im Rahmen von Sommerschulen am Grabungsort und von Stipendien für mongolische Promovenden auf dem Gebiet der Archäologie.

²⁹ H.-G. Hüttel, Im Palast des Ewigen Friedens – Die mongolisch-deutschen Ausgrabungen im Palastbezirk von Karakorum (Mongolei), in: *Expeditionen in vergessene Welten. 25 Jahre Archäologische Forschungen in Afrika, Amerika und Asien* (=AVA-Forschungen, Bd. 10), Aachen 2004, S. 179.

Die Staatsbibliothek Berlin in der Stiftung Preußischer Kulturbesitz hat während der letzten Jahrzehnte ihren mongolischen Buch-, Zeitungs- und Zeitschriftenbestand bedeutend ausgebaut. Allein die von dem Tibetologen M. Balk mit großem Engagement betreute Büchersammlung umfasst gegenwärtig über sechstausend Bände aus der Mongolei und der Inneren Mongolei (VR China). Neben diesen und weiteren Handschriften- und Landkartensammlungen in Berlin und anderenorts verfügt Deutschland in seinen Bibliotheken über eine der weltweit größten Sammlungen mongolischer Schriften und Bücher.

Das wachsende öffentliche Interesse an der Mongolei in Deutschland, die enge Kooperation zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Mongolei und die damit verbundene Zunahme der Kontakte zwischen Deutschen und Mongolen schaffen einen neuen Resonanzboden, der es in naher Zukunft sicherlich auch erlauben wird, über die weitere Entwicklung der Mongolistik in Deutschland zu befinden. Dies wird es ermöglichen, die großen Traditionen der deutschen Mongolistik zu pflegen und fortzuführen.